

In der Welt verloren.

Roman von Fedor v. Bobeltik.

(17. Fortsetzung.)

Nach an demselben Abend schrieb er, als er sich allein auf seinem Zimmer befand, einen längeren Brief an den Herrn Francois Beupard, Patentanwalt in Genf, Rue de la Bourje 11. In diesem Schreiben hieß es u. a.:

„Basil muß ich nun vorläufig laufen lassen; die Nothwendigkeit zwingt mich, ungefümt nach Tunis abzureisen. Daß Alburg mich begleitet, ist fatal, aber ich kann nichts dagegen thun, ohne ein vorzeitiges Mißtrauen in ihm zu erwecken. Im übrigen fürchte ich seine Anwesenheit nicht. Er wird mich nicht hindern, an Erich Verzweiflung zu üben, und ihm seinen Raub zu entreißen. Ich hoffe in Monatsfrist sehen wir uns wieder. Sie können sich denken, daß ich meinen Rückzug mit größter Vorsicht auszuwählen muß, aber auch auf Umwegen komme ich wieder nach Genf. Saconne liegt an der Cholera darnieder und dürfte schwerlich wieder genesen.“

22. Kapitel.

Schimmernde Morgenfrische lag über der Landschaft. Die Sonne war vor kaum einer Stunde hinter den fernen Bergen emporgestiegen, und doch hing blinder Nebel in dem dichten Haß, der die Stämme der Palmen mit tausend Armen umrankte, in dem Tamarisengestrüch am Wege und im Blattwerk der Myrten, Pistazien und Oleander, die aus buschigem Untergrunde aufstiegen in Gruppen emporgehoben. Die Luft war rein und klar und gestattete einen weiten Umriss. Fernhin dehnt das Hügelland sich aus. Die Szenerie, die nach Nordosten, nach Tunis zu, einen theilweise ziemlich eben Charakter trägt, nimmt lebhaftere Farben an, je mehr man sich dem alten Jaqhan nähert. Man merkt an der wachsenden Leppigkeit der Landschaft, daß man sich auf den Boden Afrikas befindet.

Die Straße von Tunis nach Jaqhan führt an der gigantischen Wasserleitung entlang, die einst das erquickende Element aus den Bergen um Jaqhan nach Karthago sandte. In dieser Stelle des Weges, unweit des Trümmersfeldes von Ulica, das — einst eine blühende Handelsstadt — heute nur von einigen Hirten bewohnt wird, hielt in früher Morgenstunde ein mit sechs Pferden bespannter Wagen. Es war eine große und ziemlich ungefüge Reisetasche, deren Berdelt soeben vom Kutscher und seinen Gehilfen nicht ohne große Anstrengung auseinandergeleitet und zurückgeschlagen wurde, so daß der einjähige Anfaß des Wagens freie Aussicht nach allen Seiten gewährte. Ein Blick auf die Dame genügt, um erkennen zu lassen, daß sie eine Europäerin war. Ein staubgrauer Reisemantel umschloß ihre Gestalt; der über die Stirn zurückgeschobene Schleier zeigte ein schönes ausdrucksvolles Gesicht, aus dem dunkle Augen herorkuckten.

Im Gegenfah zu ihr waren die Männer, die sie begleiteten, durchweg Typen des Arabertums: sowohl der in europäischer Kleidung neben dem Kutscher sitzende Dolmetsch, wie der Kutscher selbst und wie die beiden Beiwagenfahrer, die zu Pferde die Wagen eskortierten. Zweifellos waren die letzteren von der allein reisenden Dame zum Schutze ihrer Person engagiert worden, denn wenn die Gegend auch in letzter Zeit von umherstreifenden Räubern ziemlich gesäubert worden war, so fehlte es an vereinzelt Ueberfällen, Mordthaten und Plünderungen doch keineswegs.

„Wie lange fahren wir noch bis Jaqhan?“ fragte die Dame im Wagen, während sie an ihrem Haar nestelte, das sich während der Fahrt zerbüchelt gelöst hatte und nun in dunkler Fluth über ihren Rücken zu rieseln drohte.

Der Dolmetsch wandte sich um. „Noch etwa drei Stunden, Signora,“ antwortete er in italienischer Sprache, so wie er angerebet worden war. „Befehlen Signora zu frühstücken? — Ich würde sodann den Koch aus dem Wagenkasten nehmen lassen.“

„Ich danke Ihnen; ich verspüre gar keinen Appetit — auch liegt mir daran, so schnell als möglich nach Jaqhan zu kommen.“

Statt aller Antwort knallte der Kutscher mit der Peitsche; die Pferde zogen an und in schlanter Trab ging es auf dem holperigen Wege vorwärts.

Die junge Dame legte sich wieder in die mit schwarzem Leder überzogenen Polster des Wagenfonds zurück. Trotz des eigenartigen fremden Reizes, den die Landschaft bot, schloß sie die Augen; ihre eigenen Gedanken beschäftigten sie so, daß ihr kein Sinn für die wechselnden Schönheiten der Natur übrig blieb.

Sie gedachte der Vergangenheit und gedachte der Zukunft. Aus den

nebelhaften Bildern, die an ihr vorüberzogen, trat eins immer wieder mit greifbarer Deutlichkeit hervor. Ein Sommerabend war's, ein lauer, wonnedurchschauerter Sommerabend. Am wolkenlosen Himmel hing der Vollmond. Draußen im Garten rauschte ein leiser Wind in den Wipfeln der Bäume, drinnen aber, in dem vom Duft der Jasminblüten durchflutheten Gemache stand sie dem einzigen gegenüber, dem allein in ihrem edlen, liebeseeren Leben ihr junges leidenschaftliches Herz in wildem Ungestüm entgegenzuschlug. Gelassen und gleichgültig stand er vor ihr, ein bitteres, menschenverachtendes Lächeln auf den Lippen. Sie wußte, daß er bereit war, ein Verbrechen zu begehen — und sie liebte ihn dennoch. Sie liebte ihn vielleicht um so heißer, weil auch sie sich zu den Ausgezeichneten der Gesellschaft zählte und weil ihr zerrissenes Herz sich dem seinen verwandt fühlte. Sie bot ihm an, die Sklavensattel zu zerbrechen und mit ihr zu fliehen, weit über das Meer, das sie von der Vergangenheit trennen sollte. In ihrem thronenschnellen Auge lag dabei ihr ganzes liebevolles Herz. Er aber verstand sie nicht, oder er wollte sie nicht verstehen; er rief sich los von ihr und kehrte nie wieder zurück.

„Celia war eine echte Tochter des Südens. Durch ihre Aern pulsrte feuriges Blut; sie war stark in ihrem Geiste und stark in ihrer Liebe. Wie sie in zurückhaltender Berechnung und voll kaltsblütiger Lieberlegung auf den Augenblick gewartet hatte, in dem sie Laczarowski und seine Schwefelverbindungen konnte, so hatte sie lange die Hoffnung in sich genährt und gepflegt, doch noch einmal mit dem Geliebten vereinigt zu werden. Ihr ganzes Fühlen und Denken konzentrierte sich in dieser Hoffnung. Egoistisch wie sie sich in der Betreibung ihres Haffes zeigte, war sie aber auch in ihrer Liebe. Ohne Rücksicht darauf, daß die Rache, die sie an Basil und Wanda genommen, den Bruder desjenigen, dem ihr Herz gehörte, mitreffen mußte, hatte sie sich ganz und gar ihrem inneren Grimm überlassen, und de mensprechend konnte sie auch keine Rücksicht in Bezug auf die Mittel und Wege, die sie dem Geliebten zuführen sollten. Sie dachte nicht an die Gefahren, denen Erich infolge der Entdeckung seines Aufenthalts ausgesetzt werden mußte, — all' das war nebensächlich für sie, die nur den großen selbstthätigen Hauptzweck im Auge hatte.“

Die Hoffnung, ihr Glück — das das, was ihr als ihres Lebens größtes Glück vorwebte — zu finden, gab Celia fast männlichen Muth. Sie fürchtete, daß Laczarowski ihr infolge des Raubes, den er an den Berichten Roceras bezog, zuvorkommen könne, und sie machte sich infolgedessen ungesäumt, ohne noch einen weiteren Brief ihres Agenten abzuwarten, auf den Weg nach Tunis. Da der Cholera wegen für die Provinzen aus Neapel an den Häfen des Mittelmeeres bereits strenge Quarantäne angeordnet worden war, so reiste sie Tag und Nacht durch nach Marseille und traf dort gerade ein, um das fällige Schiff der Messageries maritimes nach Tunis besteigen zu können. Halbtodt durch die Erschöpfung der Seerkrankheit kam sie nach Tunis, aber sie ruhte sich nicht aus — unaufhaltsam trieb es sie weiter.

Der Weg stieg an und führte an einer halbverfallenen Hüfte vorbei, vor dessen geöffneten Thüre ein alter Araber saß und sich die Sonne ins Gesicht scheinen ließ. Aus dem niedrigen Buschwerk hingen zeitweise vereinzelte Citrusbäume auf; zur Rechten thürmten sich pittoresk gestaltete Felsmassen übereinander, von Moos überwuchert und von dichtem Gebüsch umrankt. Da wo die Felsen sich öffneten, schaute man auf grünes Weizenland, auf dem eine Gruppe Zypressen am Ufer eines Baches stand. In der Ferne sah man das schwarzgrüne Wipfelmeer eines Olivenwaldes.

Vom Ausgange dieses Waldes nahen sich dem Wagen zwei Reiter. Sie ritten Schritt und rückten nur langsam vor, so daß Celia ihre Erscheinungen noch nicht recht erkennen konnte. Erst als der Wagen sich ihnen näherte, sah sie, daß der eine der Reiter, ein Araber war und daß der zweite halb europäische, halb Landestradt trug. Ein Burnus flatterte um seine Schultern, seine Beine umschloßen kniehohe lederne Samaschen und auf dem Haupte trug er einen gelben englischen Hut mit schräger Krempe und einem Radenschleier.

Nun setzten auch die der Equipage Celias entgegenkommenden Reiter zu leichtem Trab an. Dicht vor dem Wagen schante inebben das Pferd des einen, flieg hoch empor und sprang dann mit wildem Saue zur Seite. Im selben Augenblick ertönte ein doppelter Schrei.

„Halt an!“ rief Celia und packte den erschrocken Kutscher am Arme. Sie war aufgesprungen, und während sie sich mit zitternden Händen an der rückwärtigen Eisenlehne des Bodensitzes fest hielt, starrte sie mit weit-

offenen Augen den längst wieder seines Pferdes Herr gewordenen Reiter an.

Der Mann war leichenblau geworden.

„Sind Sie es wirklich, Celia?“ fragte er leise und stotternd.

Nun floz ein Lächeln, das alte bezaubernde Lächeln, das ihrem Antlitze einen so entzückenden Reiz verlieh, um die Lippen der jungen Frau.

„Ich glaube wohl, daß es Ihnen schwer fällt, mich wiederzuerkennen“, entgegnete sie. „Zeit jenem Sommerabend in Genf, da Sie von mir Abschied nahmen, ist lange Zeit verfloßen. Sie mögen meiner kaum noch gedacht haben, und nun tauche ich plötzlich wie ein Mittagsgepenst vor Ihnen auf, — da erschrickt man, ich begreife es.“

Er hatte sein Pferd dicht an den Wagen schlagen gelenkt und reichte ihr die Hand herüber.

„Ihrer nicht mehr gedacht? Sie thun mir Unrecht, Celia! O wie oft und wie gern! Ich werde nie vergessen, daß Sie es waren, die mich von meinen dunklen Pfaden zurückhalten wollte. . . . Daß ich erschrickt, als ich Sie unerwartet vor mir sah, gerade hier, im noch halb barbarischen Lande, ist das so erklärlich? Und ging es Ihnen nicht ebenso wie mir? Wo kommen Sie her, Celia?“

„Direkt aus Neapel. Und will noch Jaqhan, um Sie — zu warnen.“

Erich sprang vom Pferde und rief seinen Begleiter, den jungen Araber heran, dem er die Zügel zuwarf.

„Halte den Osmann, Ahmed-Hadi, bis ich zurückkehre.“

Mit einer Verneigung, ganz so, als stünde er auf dem Parquet ihres Salons, reichte er Celia den Arm und schritt mit ihr rechtsab vom Wege in die Felsenklucht hinein.

„Zunächst eine Frage, die mich momentan am meisten beunruhigt“, begann Erich; „durch wen oder infolge welcher Umstände haben Sie meinen Aufenthaltsort erfahren?“

„Durch meinen Agenten, den Doktor Rocera.“

„Wer ist das?“

„Nun — jener selbe Mann, der Sie vor einigen Tagen in Jaqhan aufgesucht und der die Adresse des Dr. Jackson durch Ihren Diener, den stummen Araber, erfahren hat.“

Auf der Stirn Erichs schwoollen langsam die Adern an.

„Ich begreife das nicht“, erwiderte er; „ein Doktor Rocera ist nie bei mir gewesen, auch hat mir Ahmed-Hadi nichts von seiner Bekanntschaft mit ihm gesagt. Andererseits wird sich ja aufklären.“

Der junge Araber horchte auf, übergab die Zügel der beiden Reiter einem der Bewaffneten und eilte schnellen Schrittes herbei.

„Halt Du in Marla oder Tunis einen Italienschen Herrn Namens Rocera kennen gelernt?“ fragte Erich.

Der Stumme schaute seinen Herrn einen Augenblick an, nidte dann lebhaft und schrieb einige abgezeichnete Sätze auf das Pergamentstückchen, das er stets bei sich führte, nieder. Mit Aufmerksamkeit las Erich die Worte durch und dabei versunkerte sich seine Stirn immer mehr.

„Unseliges Zusammentreffen“, sagte er halb laut, während er heftig den Kolben seiner Büchse auf die Erde stieß. „Der italienische Häuptling, den Sie mir auf den Hals gehetzt haben, Celia, muß auf unerklärliche Weise hinter den Namen gekommen sein, den ich hier führe. Rocera hat die Villa in Marla besucht, die ich im vorigen Winter bewohnte, und hat sich Ahmed-Hadi in sein Hotel bestellt. Der thörichte Bursche hat alles ausgeplaudert und sich bereit erklärt, Rocera, den er für einen einfachen Touristen hielt, nach Jaqhan zu begleiten. Am Tage vor der selbigen Abreise ist Rocera jedoch am Fieber erkrankt und in das Hospital Europeen geschafft worden. Aber woher wußte jener Rocera, daß ich mich unter dem Namen Jackson verstellte? Wie fand er meine Spuren? Erzählen Sie! Nein — nein, erzählen Sie mir nichts! Ich will es nicht wissen, es ist interresslos für mich! Ich werde von neuem die Schiffe hinter mir verbrennen und weiter flüchten! Der ewige Jude — waha — bis die Erlösung und damit der Frieden kommt.“

Mit wilder Bewegung ließ er den Arm Celias los und warf die Büchse vor sich in das Gras. Man hatte eine kleine, fast kreisrunde Einbuchtung inmitten der Felsen erreicht, eine von der Natur gebildete Rotunde. Ringsum ragten die Granitmassen, als hätte eine Riesenhand sie über einander gehöhrt, hoch empor. In der Mitte der Einbuchtung stand eine wundervolle Palme, deren mächtiger Stamm tergenagerade in die Luft stieg und deren schatteneicher Wipfel sich in träger Ruhe wiegte.

Celia ließ sich erschöpft auf einem der Felsblöcke nieder.

„Was soll dies wilde Ungestüm, Erich?“ fragte sie in sanft klagendem Tone; „soll dies der Dank sein dafür, daß ich eine weite Reise nicht gescheut habe, um Sie vor den Gefahren zu warnen, die Ihnen drohen?“

Erich trat rasch an Celia heran, ließ sich neben ihr im Grate nieder und küßte ihre Hand.

„Verzeihen Sie mir, Celia“, sagte er worn, „der Menschenhaß, die Bitterkeit die meine Seele füllt, brechen immer wieder hervor! Ich wollte ein Verbrechen begehen, um mich selbst, meine Ehre, meinen Namen,

meine Familie zu Grunde zu richten, nicht aber, um mich zu bereichern. Der diabolische Gedanke, den Anarchisten die gestohlenen Millionen in die Arme werfen zu können, um mit ihrer Hilfe die Welt in Flammen und Aufruhr zu versetzen, hatte etwas Berauschendes für mich. Erst als die Verjüngung an mich herantrat, als ich die riesige Vermögen in meiner Hand wußte, erst da änderte ich meinen Plan. Das gleißende Gold verführte mich, und so wurde ich aus schändlichen Eigennutz zum Dieb! Sie schauen mich verwundert an, Celia, und ich glaube, diesen Blick zu verstehen. Sie würden begreifen haben, wenn ich, einem wilden Rockeinstinkt folgend, geraubt, vielleicht auch gemordet hätte, wie man aber um des elenden Mammons willen ein Verbrechen begehen kann, das begreifen Sie nicht!“

„Halten Sie ein, Erich! Ich stehe nicht vor Ihnen, um mit Ihnen abzurechnen oder mit Ihnen über den treibenden Grund Ihrer That zu streiten! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Jener Rocera ist allerdings nur ein Werkzeug in meiner Hand, er wird Ihnen nicht schaden, zumal er schwerwiegend in einem Hospital zu Tunis darnieder liegt; aber wissen Sie denn, ob nicht bereits Mabel Lupo Vorlesungen getroffen hat, Ihnen die Häufiger auf die Fersen zu hegen und Rechenhaftigkeit zu verlangen für den getödteten Bruder?“

Sie verstumte plötzlich, da sie sah, daß das Auge Erichs mit unbeschreiblichem Ausdruck über ihr Antlitze glitt.

„Ach, Celia“, sagte er langsam und mit argenloser Bitterkeit, während sein Gesicht weiß wurde wie das eines Todten. „Sie haben mich für noch schlechter gehalten, als ich bin, Sie glauben in Wahrheit, ich sei zum — Mörder geworden! Schreien Sie nicht zurück vor seiner blutigen Hand? Empfinden Sie keine Furcht vor dem Verbrecher?“

Celia sprang jäh empor und rief ihn mit sich in die Höhe.

„Ständ' ich sonst hier?“ rief sie mit tönder Stimme und ihr flammenreicher Blick traf voll sein Gesicht. „Erich, verzeihen Sie mich denn noch nicht, noch immer nicht? Denken Sie zurück an jene Sommernacht zu Genf, da wir uns zu uns legten Mal sahen — aus welchem Grunde flüchte ich Sie damals an, von Ihrem Vorhaben abzusehen und die Bande zu zerreißen, die Sie an Laczarowski fesselten? Als Sie sich an jenem Abend ungehört von mir wandten, um sich in das Verderben zu stürzen, da drach ich zusammen, zerraupte mir das Haar und schrie in wilder Verzweiflung wie eine Wahnsinnige auf. Und dann harrete und harrete ich auf Ihre Rückkehr, aber Sie kamen nicht, Sie blieben verholten. Durch Laczarowski hörte ich — und das war ein neuer Dolchstoß für mich — daß Sie auf Ihrer Reise nach Frankfurt sich einen Tag in Genf aufgehalten hatten, ohne mich zu besuchen. Von dieser Stunde ab gerührte und zermarterte ich mir ohne Unterlaß das Gehirn, wie ich es anstellen konnte, Sie wieder zu finden. Und wenn ich Ihnen nun sage: geben Sie das geraubte Vermögen zurück, wenn ich Ihnen, wie an jenem Abend in Genf, zurufe: kommen Sie, vergessen Sie die Vergangenheit, fliehen Sie mit mir nach Amerika und lassen Sie uns drüben eine neue, glücklichere Existenz schaffen — werden Sie dann auch noch fragen: aus welchem Grunde dies alles? Werden Sie mich auch dann noch nicht verzeihen wollen?“

„O gewiß, er verstand, aber er irakute sich gegen das Begehren. Wie sie so vor ihm stand in ihrer vollen, sinnberückenden Schönheit, das dunkle Auge voll heißer Gluth und auf den Wangen den Rosenschimmer der Erregung, da überkam es ihn plötzlich, mitten im glänzenden Sonnenlichte, wie eine Vision. Wieder erschien ihm das bleiche Gesicht seines todtten Weibes und klagend und fragend ruhte ihr Blick auf ihm. Und dann verschwand das Phantom und an seine Stelle trat eine andere Erscheinung, eine liebliche Mädchengestalt. Auch ihr Auge schaute ihn anklagend an, denn auch sie hatte er betrogen, wie jene.“

Ahm fröstelte.

„Ne, Celia“, sagte er leise und monoton, „hat mich der Fluß, der auf meinem Leben liegt, schwerer getroffen, als in diesem schrecklichen Augenblick. Ich komme mir vor wie ein Verdammter, der verurtheilt ist, in alle Ewigkeit nach Frieden zu suchen. Gott — o Gott, wenn Sie nur ahnen könnten, welchen Sturm Sie in meiner Seele entsefelt, wenn Sie nur wüßten, wie Ihre Worte mich ins tieffte Herz getroffen haben! Aus welcher Ferne sind Sie zu mir geeilt, um mir Rettung und Hilfe zu bringen, und ich bin so elend, daß ich Ihnen nicht einmal danken kann, weil ich — Ihre Liebe nicht zu erwidern vermag. Flüchen Sie mir, Celia, ich vermag es nicht, Sie zu lieben! Seit ich meinem Weibe angehängt ihres leuchtenden Auges geschworen, nie wieder mein Herz zu verschleppen, ist das poekende Ding da drinnen hart und kalt geworden, verwaist und vereist. Und wollte ich meinen Schwur brechen, ich glaube, ich würde noch unglücklicher werden, als ich schon bin, und ich würde auch Sie mit an mein Unglück ketten.“

Celia erwiderte kein Wort. Sie senkte für einen Moment die schwerbewimperten Lider über die Augen herab, und dabei ging durch ihre Ge-



Kommersienrätthin: „Aber, Nanni, was Sie für einen Aufwand treiben, das ist doch unerhör!“
Köchin: „Na, erlauben Sie mir, gnädige Frau, als Kommersienrätthinsköchin muß ich doch 'n bißchen repräsentiren!“

stalt ein Schwanken, als müßte sie in der nächsten Sekunde zu Boden schlagen. Und doch hielt sie sich, wenn auch mit ungeheurer Anstrengung, aufrecht, wandte sich um und schritt dann langsam und fest den Felsenhang hinab.

„Celia“, rief Erich mit ersterbender Stimme, „ich wußte ja, daß es so kommen mußte! Leben Sie wohl und — Gott segne Sie!“

Sie hörte ihn nicht mehr, denn in ihren Ohren brauste es wie ferner gewaltiger Orgelton, sie schritt nur mechanisch vorwärts, all ihre Sinne waren wie ausgelöscht und erstorben.

23. Kapitel.

Vor dem dicht am Landungsplatze gelegenen Steuergebäude von Goleta, der Hafenstadt von Tunis, herrschte ein buntbewegtes Leben. Der von Palermo fällige Dampfer war eingetroffen und lag draußen im Hafen vor Anker.

Dicht am Kai hatte schon seit geraumer Zeit ein alter Herr Posto gefaßt. Er hatte seine goldene Brille über die weißhaarigen Augenbrauen geschoben und lugte durch einen gewaltigen Krimsucher auf das Meer hinaus.

Plötzlich suchte er zusammen; noch einen Augenblick behielt er das Glas vor den Augen, dann schob er die Brille in seine richtige Lage zurück, holte aus der Schoßtasche seines Rockes ein riesiges rothseidenes Taschentuch hervor und ließ es in der erhobenen Hand wie eine Fahne wehen.

Aus dem näher kommenden Boote wurde die Begrüßung auf ähnliche Weise erwidert. Noch wenige kräftige Ruderschläge, und das Boot legte an der Kaitreppe an. Ein junger Mann sprang rasch die Stufen herauf und eilte dem Greise entgegen.

„Mein lieber Schüler, wie freue ich mich!“

Der Professor umarmte den Angekommenen herzlich.

„Grüß' Sie Gott, Egon, und gut Heil auf afrikanischer Erde! Ihr Telegramm kam noch rechtzeitig genug, um mich über die Ursachen Ihrer verpäteten Abfahrt aufzuklären; grundpüttiger Himmel, welch' schrecklicher Vorfal! diese junge blühende Frau, und ein so trauriges Loos!“

Illburg drückte stumm die Rechte des alten Freundes. In dem Gewühle fand sich keine Zeit zu ruhiger Aussprache, man mußte das auf später verschieben. Ein paar Reiter hatten sich bereits der Gepäckstücke Egon's bemächtigt, ein anderer rief ihm die Reisetasche aus der Hand, ein halb-wüthiger brauner Bube suchte ihm das Pfand von der Schulter zu zerren. Und immer neue Gestalten drängten sich an ihn und den ihm nachfolgenden Mr. Dalton heran, den beiden mit lebhaften Gesten und gelendem Geschrei ihre Dienste anbietend.

Einige Minuten später saßen die drei in einem Coupe des Bahnzuges, der sie in einer halben Stunde nach Tunis führen sollte. Der Wagon war leer, man konnte also ungeniert miteinander plaudern.

Egon lag daran, den Geheimrath zunächst über die ganze Sachlage zu orientiren, ehe er sich mit ihm und in Gemeinschaft mit Mr. Dalton in Bezug auf Erich weiter berathen wollte. Er erzählte demgemäß ohne Umschweife, wenn auch in einem Tone, aus dem Schüler den Schmerz des Sprechenden wohl herauszufühlen vermochte, von dem schweren Verbrechen, das sich Erich hatte zu Schulden kommen lassen, und von der Rolle, die Mabel Lupo, Mr. Dalton und Laczarowski bei der Entdeckung desselben gespielt hatten. Er schilderte auch in kurzen Zügen die eigenthümliche Aufgabe, die dem unheimlichen Doktor Rocera von Celia Bulitoff übertragen worden war, und verjuch-

te, dem Professor, so gut es anging, die einzelnen Fäden der vielverwickelten Intrigue mit allen ihren Aminen und Gegenminen klarzulegen.

Bei der Erwähnung Roceras hatte Schüler mit einem bligartigen Auf-

leuchten seiner hellen, noch immer jugendlich blidenden Augen den Kopf ein wenig erhoben, dann aber nur flüchtig genickt und Egon durch einen Wink der Hand zu verstehen gegeben, daß er fortfahren möge. Erh als dieser geendet, ergriff der Professor das Wort.

„Ich werde wohl später noch Gelegenheit finden, mich mit Ihnen näher über die traurige Angelegenheit aus-

zusprechen“, sagte er; „für jetzt lassen Sie mich nur die eigenthümlichen Thatfachen mittheilen, die mich bewegen haben, das bewußte Telegramm an Sie abzuschicken; ich konnte ja nicht ahnen, daß Sie bereits zur Reise hieher gerüstet waren. Sie werden gemerkt haben, daß mir in Ihrer Erzählung der Name des Doktor Rocera besonders auffiel, und in der That haben Sie diesem Menschen indirekt die Benachrichtigung meinerseits zu verdanken. Einer meiner intimsten Freunde in Tunis ist der italienische Generalconsul. An demselben Morgen, an dem ich das bewußte Telegramm an Sie abschickte begegnete ich dem Consul in der Rue Sidi-Murgiani. Er erzählte mir, daß er soeben aus dem Hospital Europeen komme, in das ihn eine Angelegenheit ganz merkwürdiger Art geführt habe. Es handelte sich um folgendes: Ein italienischer Adooat — Doktor Rocera, wie ich gleich anführen will — war nach verhältnismäßig kurzem Aufenthalt hiehergeleht, von einem harten, wenn auch durchaus nicht lebensgefährlichen Fieber befallen und zweeks besserer Behandlung aus seinem Hotel in das Krankenhaus geschafft worden. Da seine blühliche Wiederherstellung erst in einigen Wochen zu erwarten war, so hatte er den Vertreter seines Landes zu sich rufen lassen, um diesem das drängende Geheimniß, das ihn nach Afrika geführt, anzuvertrauen. Dies Geheimniß betraf Ihren Bruder Egon und die Lupo'sche Erbschaft — die ganze traurige Affäre, die Sie mir soeben erzählt haben. Daß Rocera sie dem Consul gegenüber noch Gütbünden umgemodelt hat, ist wahrscheinlich. Genaueres weiß ich darüber nicht, da mein Gewährsmann sie mir nur in gewissen Umrissen wiedergab. Die Hauptsache war, daß Rocera durch Vermittlung des Consul's eine vorläufige Verhaftung Erich's, alias Mr. Jackson's forderte, da letzterer durch eine Mittelperson gewarnt worden sei und infolgedessen jedenfalls mit Fluchtbedanken trage. Der scklaue Adooat führte sogar den Namen dieser Mittelperson an, deren Eintreffen in Tunis er durch die Fremdenliste in der Gazette Tunessienne erfahren hatte: es war dies — Madame Celia Bulitoff.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Krieg in Rifragua hat wenigstens das Gute, daß er nicht einseitig ist. Heute siegt die eine Partei, morgen immer die andere.

Manches kommt uns erst unmöglich vor, wenn es geschehen ist.

Keine Reingung wird so stark als eine, gegen die man sich lange gestraubt hat.

Die Asbesthändler gründeten einen Truff. Ob er sich den Angriffen der Regierung gegenüber feuerfest erweisen wird?

In den Ver. Staaten sollen sich 200 Millionen Apfelkäume befinden. Wer daran zweifelt, kann sie nachzählen.

Eine Frau unterhält sich gern mit ihrer armen Freundin, aber noch lieber über sie.